HOCH
PART
ERRE

Regula Lüscher im Tafelgespräch: «Ich hatte eine Mission»

Regula Lüscher war stellvertretende Stadtbaumeisterin von Zürich und danach 14 Jahre lang Senatsbaudirektorin von Berlin. Wie denkt sie heute über Städte, Macht und die Schweiz?

Text: Marcel Bächtiger, Palle Petersen
Fotos: Maurice Haas
05.10.2026 14:15

Hochparterre Städtebau Planung & Städtebau Tafelgespräche Architektur Persönlichkeiten

Seit fünf Jahren wohnt Regula Lüscher wieder in der Schweiz. Von 2007 bis 2021 war sie Senatsbaudirektorin und Staatssekretärin für Stadtentwicklung in Berlin, vorher wirkte sie während neun Jahren als Stellvertretende Direktorin im Amt für Städtebau Zürich. Heute arbeitet Lüscher selbständig als «Stadtmacherin», so steht es auf ihrer Website. Regula Lüscher begleitet, berät und juriert in ihren Kerngebieten Architektur, Stadtentwicklung und Frauenförderung. Daneben ist sie leidenschaftliche Seglerin und hat angefangen zu malen.

Wir treffen sie an einem Sommerabend im Restaurant Fischerstube. Am Tag, als wir das Gespräch führen, ist in den Medien zu lesen, dass die Maag-Hallen in Zürich West erhalten bleiben. Die Besitzerin Swiss Prime Site hat entschieden, ihre umstrittenen Abriss- und Neubaupläne aufzugeben und in den historischen Strukturen stattdessen ein Kulturzentrum zu errichten.

Bestimmt haben Sie es vernommen, dass die Maag-Hallen erhalten bleiben.

Regula Lüscher: Oh ja, grossartig! Ich habe einen Freudensprung gemacht. Zürich West war in den 1990er-Jahren einer der Schwerpunkte in der Zürcher Stadtentwicklung – also genau zu meiner Zeit, als ich stellvertretende Stadtbaudirektorin war.

Die Aufbruchstimmung von damals ist verflogen.

Ja, und das finde ich sehr schade.

Aber basiert das heutige Zürich West nicht auf Ihren Konzepten?

So einfach funktioniert Planung nicht. Als wir mit der Entwicklungsplanung von Zürich West begannen, erarbeiteten wir eine ganze Sammlung von Themenplänen: zu Zeitzeug*innen, Strassenräumen, Freiräumen, Bäumen, Erdgeschossnutzungen und vielen weiteren Aspekten – unzählige Layer. Diese Pläne führten dazu, dass sich alle Verwaltungseinheiten, die Stadt und die Eigentümerschaften, zu den grundlegenden Themen verständigen mussten. Und ausserdem waren sie als eine Art Monitoring-Instrument gedacht, mit dem wir die Planungen immer wieder revidieren und neu aufeinander abstimmen wollten, um sie an veränderte Rahmenbedingungen und Erkenntnisse anzupassen.

Trotzdem ist es anders gekommen als damals erträumt.

Nach meinem Wechsel nach Berlin wurde diese prozessuale Idee nicht so weitergeführt, wie ich mir das vorgestellt hatte.

Sie sagen also, der Fehler liegt in der Nachbetreuung?

Stadtentwicklung braucht ständige Betreuung und immer wieder Nachbesserungen. Jeder Plan ist nur eine Verständigung auf Zeit. Die Akteur*innen wechseln, die politischen Mehrheiten ändern sich, die wirtschaftlichen Bedingungen und gesellschaftlichen Erwartungen wandeln sich. Im Fall der Maag-Hallen beruhten die Neubaupläne, die man nun glücklicherweise aufgegeben hat, auf rund 20 Jahre alten Sonderbauvorschriften. Man hätte in einem günstigen Moment zu den Stakeholdern sagen müssen: Die Zeiten haben sich verändert, da müssen wir nachjustieren. Aber das ist nicht geschehen.

Planung ist nie fertig?

Stadtplanung ist permanente Care-Arbeit. Darum bin ich so ein Prozess-Freak. Weil ich weiss, dass der Prozess 80 Prozent des Resultates beeinflusst. Viele Leute meinen, mit einem Masterplan sei der Job gemacht. Aber so ist es nicht, dann fängt die Arbeit erst an. Zumindest in meinem Verständnis von Stadtplanung.

Womit wir beim Begriff des konzeptionellen Städtebaus angelangt wären, den Sie und Franz Eberhard geprägt haben.

Ja, der Begriff erlangte eine gewisse Bekanntheit, auch dank des

gleichnamigen Buchs, das wir 2003 mit Hilfe der Chronist*innen Angelus Eisinger und Iris Reuther über unsere Arbeit im Amt für Städtebau publiziert haben.

Wie würden Sie den konzeptionellen Städtebau in Kürze charakterisieren?
Eine erste Ebene ist wie gesagt das Verständnis von Städtebau als Prozess. Auf einer zweiten Ebene geht es darum, die Erscheinungsformen einer Stadt zu verstehen und davon ausgehend weiterzuentwickeln – nicht formal, sondern konzeptionell: Man arbeitet mit Respekt gegenüber dem Bestand und darf aber auch die Ideen, die dahinterstecken, kritisch reflektieren. Wenn wir als Beispiel das modernistische Credo von ‹Licht, Luft und Sonne› nehmen, das Gartenstädte wie jene in Zürich-Schwamendingen geprägt hat – dann entspricht das resultierende allgegenwärtige Abstandsgrün vielleicht nicht mehr der heutigen Vorstellung, wie wir als Gemeinschaft zusammenleben wollen. Aber das Konzept eines offenen Städtebaus mit durchlässigen grünen Räumen kann immer noch seine Richtigkeit haben.

Dann ist der konzeptionelle Städtebau ein kontextueller Städtebau?
Ja, aber nicht im Sinne der Imitation, sondern der Reflexion. Das eine richtige Rezept gibt es nicht. Zu behaupten, der Blockrand habe sich immer bewährt und darum müsse man nun immer in Blockrändern weiterbauen, egal wo und in welchem Kontext, wäre sozusagen die Antithese zu unserem Ansatz.

Welche Rolle spielt der Austausch mit Akteur*innen, Beteiligten und Betroffenen?
Das ist die dritte Ebene: ehrliches Interesse am Gegenüber ist enorm wichtig. Dialog funktioniert nur gleichberechtigt, nicht Top-down und nicht aus einer Position heraus, die bereits weiss, was richtig ist. Nicht umsonst sprachen wir in Zürich West von einer «kooperativen Entwicklungsplanung».

Wie funktionierte denn die Kooperation zwischen Ihnen und Franz Eberhard, der als Direktor des Amts für Städtebau Ihr Vorgesetzter war?
Franz Eberhard und ich haben uns hervorragend ergänzt. Er war ein visionärer Typ, er hatte grosse Ideen und Vorstellungen. Mich hat immer interessiert, wie aus solchen Ideen tatsächlich Stadt wird und welche Strukturen und Prozesse es dafür braucht. Als ich neu im Amt war, dachte ich nächtelang über mögliche Organisationsformen und Abläufe nach, auch solche innerhalb des Amtes. Denn das eine hängt mit dem anderen zusammen. Wie muss eine Verwaltung aufgestellt sein, wenn sie kooperativ und im Dialog Stadtplanung machen will? Es braucht eine Verwaltung, die mit Menschen sprechen kann. Die zuhören, verschiedene Interessen verstehen und andere für gemeinsame Lösungen gewinnen kann. Man braucht also Menschen mit einer sehr hohen Sozialkompetenz.

«In Berlin habe ich gelernt, sehr bestimmt aufzutreten. Freundlich, aber bestimmt.»

Regula Lüscher

Die handgezeichneten, fast schon künstlerischen Organisationsskizzen und Schemen, die im Buch ‹Konzeptioneller Städtebau› abgebildet sind, stammen von Ihnen?
Ja, die habe ich gezeichnet. Ich wollte einen neuen Groove etablieren in diesem Amt. Und ich sagte mir: Wenn ich in einem Jahr dieses Amtshaus betrete und es fühlt sich nicht so an wie früher in meinem Architekturbüro, höre ich auf. Ich bin eine Macherin. Es macht mich wahnsinnig, wenn am Ende nichts rauskommt. Darum nenne ich mich auch Stadtmacherin.

Nicht Stadtdenkerin.
Nein, ich bin eine reflektierte Macherin. Das Organisieren des Amts war für mich wie architektonisches Entwerfen: Ich baue einen Organismus aus den Potenzialen der Mitarbeitenden.

Nach neun Jahren wechselten Sie nach Berlin. Eine Schweizerin als Senatsbaudirektorin der deutschen Hauptstadt. Das war damals eine kleine Sensation.
Es war auch mir schleierhaft, warum sie mich angefragt hatten. Wohl wegen unserer Erfolge in Zürich. Ich war sicher fünfmal für Vorgespräche mit Ingeborg Junge-Reyer, der Senatorin für Stadtentwicklung, in Berlin – immer hochgeheim, niemand durfte uns zusammen sehen. Und jedes Mal, wenn ich wieder zu Hause war, schrieb ich der Senatorin lange Briefe, in denen ich erklärte, wer ich bin, was ich mache und was mir wichtig ist – weil ich dachte, dass das Ganze ein Missverständnis sei. Aber je mehr ich schrieb und je mehr wir miteinander sprachen, desto mehr fand sie, dass ich die richtige Person bin.

Und dann haben Sie zugesagt?
Ich hatte unheimlichen Respekt. Am Tag, an dem ich mich entscheiden musste, trafen wir uns im Café Einstein Unter den Linden zum Frühstück. Ingeborg Junge-Reyer hatte sich bereits entschieden, deshalb konnten wir uns in der Öffentlichkeit treffen. Ich hingegen hatte eine schlaflose Nacht hinter mir und hatte buchstäblich kein Auge zugetan. Die Senatorin fragte mich, wovor ich denn Angst habe. Da beschrieb ich ihr eine Szene, die in meiner Fantasie herumgeisterte: Darin hielt ich einen Vortrag in der Akademie der Künste. Der abtretende Senatsbaudirektor Hans Stimmann sass im Publikum und griff mich vor allen Leuten frontal an. Ich wusste ja, dass Stimmann manchmal unangenehm auftreten konnte, und hatte Respekt vor möglichen Konflikten, sollte ich seine Nachfolge antreten. Die Senatorin aber sagte bloss: «Das schaffen Sie.»

Und das gab Ihnen den Anstoss zuzusagen?
Ich selbst konnte damals kaum einschätzen, was da auf mich zukommen würde. Aber ich dachte: Wenn Ingeborg Junge-Reyer, die sich in den Berliner Verhältnissen so gut auskennt, mir das zutraut, dann mache ich es.

Hans Stimmann hat mit dem «Steinernen Berlin», mit Blockrändern, Traufhöhen und historisierenden Fassaden ja tatsächlich eine ganz andere städtebauliche Lehre vertreten als Sie. Kam es irgendwann zur befürchteten Konfrontation?
Ja – und es geschah tatsächlich in der Akademie der Künste im grossen Vorlesungsraum während einer Diskussion über das Kulturforum. Ich sass nicht auf dem Podium, sondern in der vordersten Reihe und wurde immer wieder in die Diskussion einbezogen: «Frau Lüscher, was sagen Sie dazu? Frau Lüscher, ist das auch Ihre Meinung?» Ich sagte also zwei, drei Dinge. Ich weiss noch, dass meine Mutter zu Besuch war und auch im Publikum sass. Als das Podium zu Ende war, diskutierte ich vorne bei der Bühne mit ein paar Leuten, als aus dem Saal plötzlich Hans Stimmann auf mich zu marschierte, vor mir stehen blieb und vor allen Leuten sagte: «Diese Frau hier hat nur Stroh im Kopf.»

Und wie haben Sie reagiert?
Ich sagte: «Herr Stimmann, Sie verlassen auf der Stelle dieses Haus. Das muss ich mir nicht gefallen lassen.» Ich war zwar nicht Hausherrin, aber das war in diesem Moment egal. Und Stimmann zog von dannen. Die fachlichen und politischen Auseinandersetzungen gingen allerdings weiter. Er kritisierte meine Arbeit auch öffentlich. Es gab ein starkes Netzwerk, das für ein anderes Verständnis von Stadtentwicklung stand als ich. Ich musste in Berlin eine gewisse Härte entwickeln. Ich habe gelernt, sehr bestimmt aufzutreten. Freundlich, aber bestimmt.

Fanden Sie Hans Stimmanns Städtebau eigentlich so falsch wie er Ihren?
Nein, das würde ich nicht sagen. Ich sehe interessanterweise auch viele Berührungspunkte. Wir hätten uns durchaus konstruktiv verständigen können, zum Beispiel über die Frage des Kontextuellen. Da kommen wir ja nicht aus völlig verschiedenen Schulen. Ich fand nur seine Schlussfolgerung sehr undifferenziert: Stein war gut, Glas war schlecht. Aber vielleicht brauchte es zu seiner Zeit, als der Investitionsdruck in der neuen Hauptstadt sehr hoch war und alles schnell gehen musste, solche simplen Rezepte.

Was haben Sie Neues nach Berlin gebracht?
Für mich gab es keinen Stil, den ich Berlin überstülpen wollte, und auch kein fertiges Rezept. Ich ging total offen in jedes Wettbewerbs- oder Workshopverfahren. Das wurde mir oft als Schwäche ausgelegt. Dabei kommt man im Austausch mit anderen zu den viel besseren Lösungen. Man sieht Dinge, die man alleine nicht sieht. Mit der Zeit entstand auch im politischen Raum grosses Vertrauen in meine Arbeitsweise. Gerade weil ich mit allen Seiten sprechen konnte. Als Schweizerin, die von aussen kam, geriet ich nie in Verdacht, Berliner Machtpolitik zu betreiben. Ich wurde vielmehr als Fachinstanz wahrgenommen. Ich kam ja in eine Stadt, in der ein regelrechter Kulturkampf herrschte: zwischen Traditionalist*innen und Modernist*innen, zwischen Ost und West. Die Fronten waren verhärtet. Aber ich war überzeugt, dass man diese zerstrittene Stadt zusammenführen kann, dass sich aus der Vielfalt von Berlin etwas Positives entwickeln liess.

Die Stadt, die Sie antrafen, war nicht nur zerstritten, sondern auch stark verschuldet. Es war das Berlin von Klaus Wowereit: arm, aber sexy. Ziemlich das Gegenteil vom boomenden Zürich der Nullerjahre. War das eine Art Kulturschock?
Das kann man sich gar nicht vorstellen. Nach kurzer Zeit dachte ich: Was soll ich hier? Über Stadtentwicklung sollte ich nicht sprechen, weil Stadtentwicklung Geld kostet. Hatte ich eine Projektidee, hiess es ebenfalls: Dafür fehlt das Geld. Eigentlich war Stadtplanung überhaupt nicht gefragt. Ich fühlte mich völlig fehl am Platz.

Was war denn gefragt?
Das war auch meine Überlegung: Wenn eine Stadt gar kein Geld hat, wenn sie kaum baut, wie geschieht dann Stadtentwicklung? Dann stellte ich fest, dass in Berlin trotz fehlendem Geld unglaublich viele interessante Dinge geschehen. Sie kamen von Bürgerinitiativen, Baugruppen oder arbeitslosen Architekt*innen – und ich merkte, dass auch das Betreuung brauchte. So rief ich beispielsweise den Urban Intervention Award ins Leben oder begann, mich intensiv mit temporären Nutzungen zu beschäftigen.

Am Ende blieben Sie mehr als 14 Jahre in Berlin.
Dass ich die vereinbarten fünf Jahre bleibe, war klar. Als ich dann gefragt wurde, ob ich eine weitere Legislaturperiode bleiben wolle, dachte ich: Ich habe so unfassbar viel Energie und Herzblut in das Amt gesteckt, jetzt will ich sehen, wie es weitergeht. Und so wurden aus fünf Jahren immer mehr. Die letzten fünf waren für mich die besten.

Was kostete Sie anfangs viel Energie?
Alles. Angefangen bei der Sprache, dem Beamtendeutsch. Ich verstand es nicht. Die Hälfte meiner Zeit sass ich ja im Parlament und in den Ausschüssen und musste Auskunft geben zu Verkehrspolitik und Wohnungspolitik – Themen, von denen ich noch überhaupt keine Ahnung hatte. Ich musste mich durch unzählige dicke Ordner kämpfen, wochen- und monatelang. Ich arbeitete jeden Tag bis zwei oder drei Uhr nachts. Es war unvorstellbar anstrengend. Die Stadt hat mich am Leben erhalten, ihre Vielfältigkeit, ihre Kultur, ihre Menschen.

> **«Ich habe die Fähigkeit, Leute zu meinen Verbündeten zu machen.»**
>
> *Regula Lüscher*

Was hat Sie angetrieben?
Es liegt einfach in meinem Wesen, nicht gleich aufzugeben. Ich habe grosses Durchhaltevermögen. Und etwas darf man nicht vergessen: Ich hatte eine Mission. Ich wollte zeigen, dass Stadtplanung auch anders geht. Dass man anders mit Menschen umgehen kann, ein anderes Menschenbild pflegen kann. Viel weniger hierarchisch.

Das ist interessant, denn heute hört man ja wieder den Ruf nach starken Stadtbaumeister*innen, nach mehr Leadership.
Dass dieser Ruf heute wieder lauter wird, hat sicher auch mit der weltpolitischen Lage zu tun. Je komplexer die Problemstellungen sind, desto grösser ist die Sehnsucht nach einfachen Lösungen. Das ist sehr menschlich.

Aber Hand aufs Herz: Sie haben sich jahrelang in einer Top-Position gehalten und in vielen Dingen durchgesetzt. Sind Sie nicht selbst ein Machtmensch?

Als ich nach Berlin ging, hatte ich ein sehr skeptisches Verhältnis zur Macht. Ich dachte, gute Argumente müssten eigentlich reichen. Aber wenn man sich in einem System behaupten will, in dem Macht ein entscheidender Faktor ist, dann muss man sich mit der Frage auseinandersetzen, wie Macht ausgeübt wird und wo man selbst steht in diesem System. Sonst kann man auch wieder nach Hause gehen. In Berlin spielten Macht- und Parteipolitik eine extrem grosse Rolle. Auch wenn ich selbst immer Sachpolitik betrieb, musste ich also die Klaviatur der Macht beherrschen. Da darf man nicht naiv sein. Ich habe zum Beispiel schnell gemerkt, dass ich mich immer in die vorderste Reihe setzen muss, um Präsenz und Autorität zu markieren. Sonst wird man nicht ernst genommen.

Hat Ihnen das Spiel mit der Macht auch Spass gemacht?
Waren Machtspiele im Gange, sprach ich sie an. Und was mir gut gelang: mächtige Gegner*innen für mich zu gewinnen. Ich habe die Fähigkeit, Leute zu meinen Verbündeten zu machen, einen guten Draht zu ihnen aufzubauen, sodass Machtspiele gar keine grosse Rolle mehr spielen.

Und wie bauen Sie eine solche Verbindung auf?
Indem ich mich dafür interessiere, wer mein Gegenüber ist – gerade auch dann, wenn mir dieses Gegenüber nicht sonderlich sympathisch ist. Was gibt es an diesem Menschen, das ich trotzdem toll oder interessant oder beeindruckend finde? Sobald man eine solche Gemeinsamkeit entdeckt hat, kann das Verhältnis ein ganz anderes werden: Ich bin ein Mensch, du bist ein Mensch, und wir wollen hier gemeinsam etwas bewegen.

Sie haben einmal gesagt, dass Sie im macht-bewussten politischen System der Berliner Politik zur Feministin geworden sind.
In Berlin bin ich in vielen Fragen radikaler geworden. Das Frauenthema hat mich bereits in Zürich beschäftigt, weil ich dort in eine Führungsrolle kam und merkte, was ich mit kleinen Änderungen alles bewirken konnte. In unserem Beruf herrschen vielerorts Strukturen, die es nicht zulassen, dass man Karriere macht, wenn man nicht 100 oder 120 Prozent geben kann. Und weil Frauen nach wie vor einen Grossteil der Familien- und Care-Arbeit übernehmen, benachteiligt ein solches System sie stärker. Als wir im Amt für Städtebau konsequent Teilzeitstellen schufen, konnte ich viele gute Personen ins Team holen, vor allem auch viele Frauen – Hammer-Leute!

Machen Frauen andere Architektur, andere Städte?
Ja. Wobei es hier nicht nur um Frauen, sondern überhaupt um Diversität geht. Stadt ist ein komplexes Geflecht. Es sollte einer anonymen Öffentlichkeit die bestmöglichen Lebensbedingungen bieten. Lebensbedingungen sind jedoch sehr unterschiedlich. Und wenn wir nicht eine Diversität von Menschen haben, die Architektur und Stadt machen, dann können wir auch nicht verschiedenartige Lebensrealitäten abbilden. Es ist dieser Gedanke, der mich antreibt, wenn es um Frauenförderung geht. Weil ich weiss, dass Frauen mit

ihrer Erfahrungswelt andere Städte machen. Ich sage darum immer: Liebe Frauen, geht in die entscheidenden Positionen, verändert das System. Auch wenn das System nur so weit veränderbar ist, wie es eine Gesellschaft zulässt.

Und wie viel Veränderung lässt unsere Gesellschaft zu?
Ich befürchte, dass wir in Sachen Frauenanteil und Gleichberechtigung nicht mehr entscheidend über den aktuellen Stand hinauskommen. Ich befürchte sogar, dass wir gerade eine Hochphase verlassen. Das Patriarchat hat so eine unglaublich lange Geschichte und ist kulturell so tief verankert, dass es Frauen und Männern wie gottgegeben erscheint. Ich sage ‹erscheint›: Es ist ein Schein. Und ich bleibe hoffnungsvoll. Aber wir müssen mit sehr viel Einsatz dranbleiben.

«Bei grossen städtebaulichen Fragen bleiben wir weit unter unseren Möglichkeiten.»

Regula Lüscher

Wie haben Sie die Schweiz nach Ihrer Rückkehr erlebt? Haben 14 Jahre Berlin Ihren Blick auf unser Land verändert?
Lassen Sie mich ganz allgemein mit der Schweiz beginnen: Ich stosse mich wirklich an der Abschottung und dem Nutzniessertum unseres Landes. Daran, dass wir so unglaublich von den anderen um uns herum profitieren. Dass wir uns so vornehm zurückhalten. Ich erinnere mich an 2016, das Jahr der grossen Flüchtlingskrise – das war wohl die emotionalste und einschneidendste Zeit während meiner Zeit als Berliner Senatsbaudirektorin. Unser Amt war zuständig für die Einrichtung und Bewilligung von Unterkünften für Tausende von Geflüchteten, und das unter riesigem Druck und innert kürzester Zeit. Die Solidarität der Bevölkerung berührte mich unglaublich. Berlin war prekär. Berlin hatte kaum Ressourcen. Die Verwaltung war ständig am Anschlag. Und diese Stadt stand hin und nahm so viele Menschen auf. Wie sich die Schweiz, dieses reiche Land mit funktionierenden Strukturen, nebenan zurückhielt, war für mich schwer erträglich. In dieser aufreibenden Zeit entschied ich, mich in Deutschland einbürgern zu lassen. Denn mir war bewusst geworden, dass ich in einer Stadt lebe, die sich ihrer Geschichte stellt, in einem Land, das Verantwortung übernimmt.

Die Schweiz kennt im Vergleich keine existenziellen Fragen und keine existenziellen Probleme.
Nein. Und dass wir weniger existenzielle Probleme haben, ist einer der Gründe, warum die architektonische Qualität noch immer so atemberaubend hoch ist. Sicher, Ausbildung und kulturelles Umfeld sind wichtige Faktoren, aber unser Wohlstand ist die Basis von allem. Ich habe in einer Stadt gearbeitet, in der die Hälfte der Bevölkerung Anrecht auf eine subventionierte Wohnung hat. In Berlin kannst du nicht über die konzeptionelle Reinheit eines Entwurfs sprechen, nicht

über die Schönheit der Konstruktion oder über Material- und Raumbeschaffenheit. Die wissen gar nicht, wovon du redest. Du kannst diese Themen einfach vergessen. Man spricht immer gleich über die sozialen Aspekte, man spricht immer gleich über das Geld, das nicht vorhanden ist. Architektur kann höchstens im Nebenfach betrieben werden.

Wenn Sie mit diesen Erfahrungen auf die extrem elaborierte, qualitativ hochstehende Schweizer Architekturproduktion blicken – befremdet Sie das auch ein wenig?
Nein, das befremdet mich nicht, im Gegenteil. Dass wir so einen guten Wohnungsbau machen oder auch so gute Schulhäuser – das ist phänomenal, es begeistert mich. Ich finde, bei diesen Bauten ist keine Hingabe und keine Sorgfalt zu viel. Ich habe in Berlin erlebt, dass Kinder nach Hause aufs WC gingen, weil die Schultoiletten dermassen unzumutbar waren und so infernalisch stanken. Stellen Sie sich das mal vor: Wenn es Sie ekelt, in die Schule zu gehen – wie beeinflusst das Ihre Vorstellung von Bildung? Wie denken Sie über die Gesellschaft, in der Sie leben? Dasselbe im Wohnungsbau. Vieles, was ich in Berlin gesehen habe, ist einfach nur traurig. Aus dieser Perspektive betrachtet, ist es wunderbar, auf welchem Niveau in der Schweiz Architektur produziert wird.

Aber?
Mir fehlt ein vergleichbarer Anspruch, wenn es um die Stadt als Ganzes geht. Wir investieren unglaublich viel Sorgfalt in ein einzelnes Wohn- oder Schulhaus. Bei den grossen städtebaulichen Fragen bleiben wir dagegen weit unter unseren Möglichkeiten. Was könnten wir mit unseren Voraussetzungen bei Klima, Mobilität, Begrünung oder Energie erreichen! Die Schweizer Städte könnten exemplarische, klimaresistente Städte sein. Wir haben das Wissen, funktionierende Institutionen und den finanziellen Spielraum dafür. Mich treibt die Frage um, warum wir diesen Anspruch ganz selbstverständlich an ein gutes Gebäude stellen, nicht aber an unsere Städte.

Marcel Bächtiger, Palle Petersen
baechtiger@hochparterre.ch